

Birte Giesler

Subjekt und Geschlecht: Identitäts- und Subjektkonzepte diesseits und jenseits der Differenz

Marit Rullmann/Werner Schlegel: *Frauen denken anders. Philo-Sophias 1×1*, Frankfurt/M. 2000 (Suhrkamp, 410 S., 9,50 €).

Peter V. Zima: *Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne*, Tübingen/Basel 2000 (Francke, 454 S., 19,90 €).

Frauen denken anders – der Titel des philosophischen Wörterbuchs von Marit Rullmann und Werner Schlegel stellt eine mutige Behauptung dar, die vor dem Hintergrund der hitzigen *Gender*-Debatte der vergangenen Jahre gleichermaßen überrascht und neugierig macht. Ohne diese Debatte und diesen Kontext jedoch zu thematisieren, wollen Rullmann und Schlegel anhand von Begriffen wie „Mensch“, „Subjekt“, „Freiheit“, „Gerechtigkeit“ und „Arbeit“ Unterschiede zwischen dem Denken von Philosophinnen und Philosophen darlegen. Im Kapitel „*Mensch* – männliche Schöpfungskrone oder weibliches Mängelwesen“ referieren Rullmann und Schlegel zunächst die Ergebnisse der Anthropologie des 20. Jahrhunderts und verweisen dann darauf, dass in der Philosophiegeschichte „die simple und allen bekannte Tatsache, daß zwei Geschlechter existieren“ (S. 61) nicht nur nicht theoretisch erörtert worden, sondern ‚Mensch‘ einfach einseitig mit ‚Mann‘, die Frau dafür mit ‚bloßer Natur‘ gleichgesetzt worden sei. Da die Frage nach dem, was der Mensch sei, „von der klassischen Anthropologie bisher nicht ausreichend beantwortet wurde“ (S. 72), schlagen Rullman und Schlegel die von der Philosophin Annegret Stopczyk eingeführte Kategorie ‚von Frauen geboren‘ (S. 71) als Neudefinition des Menschen vor. Im Kapitel „*Leib* – asketische Last oder genußvolle Lust“ zeichnen Rullmann und Schlegel die Körperfeindlichkeit der abendländischen Philosophie nach. Während mit Friedrich Nietzsche und der Phänomenologie hauptsächlich männliche Denker zitiert werden, die die Bedeutung der körperlichen und eigenleiblichen Erfahrung einklagten und als Kritiker der Körperfeindlichkeit auftraten, steht am Ende des Abschnitts mit Annegret Stopczyk eine Frau als ‚Beleg‘ für die weibliche Ablehnung des Seele-Leib-Dualismus (S. 102). Der Abschnitt „*Sprache* – maskuline Ordnung oder feminine Subversion“ referiert zunächst cursorisch die Geschichte der Sprachphilosophie. Die Sprachtheorie sei, so Rullmann und Schlegel, – bis zur Sprachkritik der Denkerinnen der ‚écriture féminine‘ (S. 116-122) – ohne gesellschaftlichen Bezug gewesen, so dass unberücksichtigt geblieben sei, inwiefern die Sprache ein männlich dominiertes System darstellt. Das Kapitel „*Vernunft* – herrschaftliche Ratio oder anderes Denken“ zeichnet zum einen nach, dass die abendländische Philosophie eine Philosophie der Vernunft und Rationalität ist und liefert zum anderen gleichzeitig ein Referat der vernunftkritischen philosophischen Einwände. „Die Kritik an der Vernunft, diesem ‚Organ ewiger Ideen‘ (Platon), ist fast so alt wie der Begriff selbst.“ (S. 125) Deutlich wird, dass die vernunftkritische Philosophie keineswegs nur die

Sache von Denkerinnen war und ist. Das Kapitel „*Differenz – rationale Gleichheit oder emotionale Vielfalt*“ liefert nach dem Verweis auf Martin Heidegger, durch den „der Begriff der Differenz überhaupt in die philosophische Diskussion gelangt“ sei (S. 137) im Wesentlichen ein fragmentarisches Referat der unterschiedlichen Positionen der feministischen Theoriebildung im ‚Streit um Differenz‘, ohne jedoch Ausmaß und Wirkmächtigkeit der Auseinandersetzung deutlich zu machen. Unter dem Titel „*Freiheit – egoistischer Alptraum oder soziales Paradies*“ wecken Rullmann und Schlegel zunächst Sensibilität für die komplexe Frage, was Freiheit sei und referieren in diesem Zusammenhang die philosophische Diskussion, ob der Mensch ‚frei‘ oder determiniert sei. Aspekte, bei denen die Frage nach Freiheit und Unfreiheit geschlechtsspezifische Bedeutung habe, seien das Eherecht und die sich auf die Pressefreiheit berufende Pornografiewirtschaft. In dem Abschnitt „*Liebe – himmlischer Monolog oder irdischer Wechselgesang*“ verweisen Rullmann und Schlegel zunächst darauf, dass das Thema Liebe und die Geschlechterfrage zentrale Stoffe der Weltliteratur und der Filmgeschichte darstellen. Das Wort Liebe habe in der Philosophie- und Religionsgeschichte durchaus mehrere Bedeutungen erhalten, wobei im Christentum, vor allem im Mittelalter, die Sexualität und die Liebe zur Frau abgewertet worden seien (S. 240f). Im Kapitel „*Arbeit – einziger Lebenszweck oder notwendiges Übel*“ beziehen Rullmann und Schlegel aus einer patriarchatskritischen Perspektive Stellung gegen das kapitalistische Wirtschaftssystem, in dem die Löhne zwischen Männern und Frauen ungleich verteilt seien und vor allem Frauen „unbezahlte Arbeit für die Gesellschaft (...), sogenannte ‚ehrenamtliche‘ Tätigkeiten“ leisteten: „Ohnehin zeigt sich beim Thema Arbeit die Ungleichbehandlung der Geschlechter besonders deutlich.“ (S. 273) Das Kapitel „*Kunst – herrliche Schönheit oder androgyne Ästhetik*“ geht von der deutlichen Unterrepräsentation der Frauen in der Kunst- und Kulturgeschichte aus und wirft die alten Fragen der Frauenforschung wieder auf: „Wer bestimmt eigentlich die Maßstäbe für das, was als ‚Kunstwerk‘ gilt? Unterscheidet sich etwa die Kunst von Frauen von der ihrer männlichen Kollegen? (...) Gibt es eine weibliche Ästhetik?“ (S. 285). Dabei scheinen Rullmann und Schlegel für eine „explizit feministische philosophische Ästhetik“ (ebd.) zu plädieren und nahe zu legen, dass eine politische Auffassung von Kunst zwischen Kunst von Frauen und Kunst von Männern unterscheiden müsse:

„Auch viele Künstlerinnen wehren sich energisch gegen den Stempel ‚Frauenkunst‘. Dahinter steht häufig das universalistische Verständnis, in der Kunst gäbe es nur eine unteilbare Wahrheit. Ein historischer, kultureller oder ideologischer Einfluß auf Kunstwerke wird damit geleugnet.“ (S. 301)

An Textstellen wie dieser drängt sich die Vermutung, dass Rullmann und Schlegel die theoretische Diversifikation in der ‚*Gender-Debatte*‘ nicht verfolgt haben, besonders auf. Die identitätskritische Hinterfragung eines geschlechtlichen Gattungswesens und die Kritik an der Vorstellung von einer ‚Frauenkunst‘ (freilich hat von einer entsprechenden ‚Männerkunst‘ ohnehin nie jemand gesprochen) leugnet ja keineswegs, dass Kunst und Kultur historisch sind! Unter der Überschrift „*Zeit – ewiger Zyklus oder rasender Stillstand*“ geben Rullmann und Schlegel einen Über-

blick über verschiedene naturwissenschaftliche und philosophische Auffassungen von Zeit. Hier wird die Echtzeit-Wiedergabe von High-Tech-Kriegen im Fernsehen als Beispiel für eine patriarchale lineare Zeitauffassung bemüht. Ihr gegenüber stünde – so Rullmann und Schlegel – das Konzept „einer zyklischen ‚weiblichen‘ Zeitdimension“, die sich durch „einen natürlichen Umgang mit Zeitabläufen“ auszeichne und „dem natürlichen Werden und Vergehen“ mehr Raum gebe (S. 317). Das Kapitel „*Subjekt* – dualistische Egozentrik oder ganzheitliches Sein“ beginnt mit dem Hinweis darauf, dass das ‚Ich‘ oder ‚Selbst‘ seit Descartes im Zentrum des Philosophierens stehe: „Im modernen Sprachgebrauch bedeutet Subjekt (‘*subiectum*‘ = das ‚Zugrundeliegende‘) die Einheit des Bewußtseins – Gefühl und Wahrnehmung, Vernunft und Willen.“ (S. 74) Phänomenologinnen wie Edith Stein oder Hedwig Conrad-Martius dagegen hätten kritisiert, dass die neuzeitliche Philosophie das Subjekt zum absoluten Zentrum erhebt und gefordert,

„daß das Subjekt nicht unabhängig von seinem lebensweltlichen Kontext betrachtet werden konnte. (...) In dieser Erweiterung des Horizonts kann man die Eigenart der weiblichen Empfindsamkeit erspüren, die nicht alles auf sich zurückführt, sondern eher bestrebt ist, sich dem anderen als solchem zu öffnen.“ (S. 76)

Allerdings räumen Rullmann/Schlegel mit Hinweisen auf Adorno, Horkheimer und Foucault ein, „daß die grundsätzliche Fragwürdigkeit des Konstrukts vom mit sich selbst identischen (männlichen) Subjekt (oder Selbst) auch Männern aufzufallen vermag“ (S. 81). Anstatt aber genau das zu thematisieren und zu fragen, wie das Subjekt und das Ich (als männliches ebenso wie als weibliches) durch die Kultur bestimmt sind, sehen Rullmann und Schlegel in den Einwänden Steins und Conrad-Martius’ einen Beleg für die genuin weibliche Denk- und Wahrnehmungsweise. Ziel muss sein – so muten die Ausführungen von Rullmann und Schlegel an – dass „die Frau zum autonomen Subjekt“ wird (S. 75).

Bereits die Kapitelüberschriften, die sämtlich Entweder-Oder-Konstruktionen bilden, signalisieren eine oppositäre Differenz der Geschlechter. Die im Titel und im Vorwort angekündigte zentrale These des Buches, nach der Frauen anders denken würden (S. 8), wird durch die Ausführungen der einzelnen Kapitel jedoch keineswegs überzeugend belegt. Vielmehr werden die Differenz vorausgesetzt und zahlreiche Geschlechterklischees bedient. Besonders die von Rullmann und Schlegel zwischen den Zeilen durchgängig transportierte These vom Opferstatus der besseren, friedfertigeren weiblichen Hälfte der Menschheit lässt sich vor dem Hintergrund der Ergebnisse der Frauengeschichtsforschung ernsthaft nicht mehr vertreten. Ist der Differenzfeminismus auch nach wie vor ein legitimer Standpunkt, wäre es doch wünschenswert gewesen, Rullmann und Schlegel hätten ihre differenzfeministische Argumentation als solche thematisiert und in den Kontext abweichender identitätskritischer und dekonstruktiver Konzepte gestellt. So weckt der Band den Eindruck, als sei er fernab von den vehement geführten Geschlechterdebatten und unbehelligt von der Entwicklung der vielfältigen Frauen- und Geschlechterforschung verfasst worden. Positiv hervorzuheben ist die sehr umfangreiche und

informative Bibliografie, die mit ihren zahlreichen weiterführenden Literaturhinweisen zum Weiterlesen anregt.

Während Rullmann und Schlegel die nach wie vor offene Frage, ob ein vor-sprachliches (geschlechtliches) Subjekt existiere, nicht thematisieren und die Gegebenheit von (geschlechtsspezifischer) Subjektivität voraussetzen, sind die Entstehungsmöglichkeiten von Subjektivität und deren Fragilität die zentralen Themen von Peter V. Zimas ebenso umfang- wie kenntnisreicher *Theorie des Subjekts*. Geschickt führt der Autor sein Publikum – mit beständigem Bezug auf die Literaturgeschichte – durch die verschiedenen Subjekt- und Identitätskonzepte der Philosophie- und Soziologiegeschichte, bleibt aber nicht bei einem geistesgeschichtlichen Abriss stehen. Er macht vielmehr die politische und gesellschaftlich-praktische Bedeutung des Themas deutlich, indem er die Frage nach (post-)moderner Identität in den Kontext des neuen, eine diverse Vielfalt kultureller Identitäten vereinenden Europas stellt. Dabei räumt seine Theorie den „feministische[n] Subjektentwürfe[n] zwischen Moderne und Postmoderne“ eine besondere Bedeutung ein (VI, S. 276-293).

Der Band geht mit dem 1. Kapitel von einer Begriffsgeschichte und -theorie zur prinzipiellen Ambivalenz des Begriffes ‚Subjekt‘ aus: Sowohl im griechischen *hypokeímenon* als auch im lateinischen *subiectum* komme zum Ausdruck, dass das Subjekt ebenso als das „Zugrundeliegende“ wie auch als das „Unterworfene“ erscheine (S. 1-90). Es folgen zwei weitere Großkapitel, die die Pendelbewegungen der Subjektivität zwischen diesen beiden Extremen nachzeichnen. Dabei wird das „Subjekt als Zugrundeliegendes“ als der Kerngedanke des modernen Idealismus von Descartes bis Sartre vorgeführt (V, S 91-191), wohingegen die so genannte Postmoderne das Einzelsubjekt vor allem als das Unterworfene und als eine zerfallene Instanz auffasse (S. 193-293). Beim 4. Großkapitel handelt es sich um ein soziologisches. Es sucht nach Erklärungen für den Übergang von der modernen Apotheose des Subjekts zu dessen postmoderner Dekonstruktion und meint diese in der „modernistische[n] Selbstkritik der Moderne“ durch die Begründer der Soziologie (Dürkheim, Weber, Simmel) zu finden (XI, S. 295-363). Im 5. Großkapitel entwirft der Autor aus seiner konsequent ambivalenten Auffassung des Subjekts als gleichermaßen zugrunde liegende wie unterworfen zerfallende Instanz eine eigene, neue, *dialogische* Subjektkonzeption (S. 365-430), bei der er auf die theoretischen Entwürfe der Frauen- und Geschlechterforschung ein besonderes Augenmerk richtet. In die Praxis umgesetzt, sieht er in seinem theoretischen Entwurf einer *dialogischen Subjektivität*, auf kollektiver wie individueller Ebene, die Chance auf ein friedliches und geeintes Europa. Sieht Zima das aufklärerische ‚Projekt Moderne‘ auch in ernster Gefahr, so gibt er sich doch offen als dessen Anhänger, der am Glauben an das kritik- und handlungsfähige Individuum festhält, zu erkennen:

„Denn ein Plädoyer für Subjektivität, wie es diesem Buch zugrunde liegt, setzt eine sorgfältige Auseinandersetzung mit den Faktoren und Mechanismen voraus, die Subjektivität in nachmoderner Zeit verhindern.“ (S. 238)

So sind Zimas Ausführungen von der Prämisse getragen, dass das einzelne Individuum die Möglichkeit habe, die Vorteile der Informationsgesellschaft dahingehend zu nutzen, konkurrierende Inhalte und Ideologien gegeneinander auszuspielen, sich am fremden Wort zu orientieren, ohne dass das „zu Relativismus und Orientierungslosigkeit führen“ (XII) müsse. Im Gegenteil könnten die Bedingungen der offenen Informationsgesellschaft das Einzelsubjekt sogar stärken, sei „dialogische Subjektivität zumindest fallweise flexibler und widerstandsfähiger als die idealistischen und monologischen Konstruktionen“ (XIII). Da der Prozess der Identitätssuche grundsätzlich dialogisch ist, sei – so Zimas These – „dialogische Subjektivität auf Alterität ausgerichtet: Sie lebt trotz aller Verwerfungen, die der Dialog mit sich bringt, von ihrem Anderen, auch von ihrem Gegenteil.“ (S. 369) Die postmoderne Problematik sieht Zima zwischen den beiden Extremen der „subjektlosen Indifferenz“ (durch die Aufgabe jeglichen utopischen Entwurfs jenseits des Bestehenden) einerseits und der „ideologischen Unterwerfung“ (unter eine bestimmte Ideologie) andererseits. Die für die Zukunft der Menschheit nicht unerhebliche Frage nach den Spielräumen des postmodernen Subjekts sieht er – und das macht seine Theorie für den hier vorliegenden Kontext besonders interessant – zumindest zum Teil beantwortet von den

„Subjekttheorien des zeitgenössischen Feminismus ..., der keineswegs pauschal als ‚postmodern‘ bezeichnet werden kann, der aber im Rahmen einer Postmoderne agiert, in der sich die Grenzen einer männlich dominierten Wachstumsgesellschaft immer klarer abzeichnen.“ (S. 196)

Dabei stellt sich für Zima auch die Frage, „wie eine Subjektivität aussieht, die nicht von Männern konzipiert wurde“ (ebd.). Unter der Überschrift „Feministische Subjektentwürfe zwischen Moderne und Postmoderne: Von Virginia Woolf zur dialogischen Subjektivität“ (S. 276) zeichnet er verschiedene Entwicklungen feministischer Theoriebildung durch das 20. Jahrhundert hindurch nach und sieht in den „ambivalente[n] Positionen im Sinne des Modernismus“ (unter denen er so unterschiedliche Autorinnen wie Simone de Beauvoir, Julia Kristeva und Judith Butler fasst) so etwas wie Vor- und Paralleldenkerinnen zu seiner Theorie der ‚dialogischen Subjektivität‘ (S. 276). Ohne die mitunter erbitterten Auseinandersetzungen in der *Gender*-Debatte als solche zu thematisieren, entwirft Zima das Bild von zwei konzeptionellen Lagern: der ‚moderne‘ Teil der feministischen Bewegung, der am ‚unvollendeten Projekt Moderne‘ im Sinne von Habermas arbeitet und nach der Stärkung weiblicher Subjektivität strebt einerseits, und jene ‚postmodernen‘ Konzepte, die die Differenz der Geschlechter dekonstruieren, andererseits. Mit dem Verweis auf eine Gemeinsamkeit aller Strömungen feministischer Theoriebildung – dass sie nämlich allesamt die historisch-gesellschaftliche Entstehung und Entwicklung von Subjektivitäten wie des Subjektbegriffs selbst untersuchten – vermag Zima, beide geschlechtertheoretischen Großströmungen nebeneinander stehen zu lassen und – ohne sie synthetisch zusammenzuführen – sie in ihrem jeweils eigenen Erkenntnisinteresse zu würdigen: „Das Problem besteht darin, daß Dualismen (...) handlungsfähig machen, während die Dekonstruktion dieser Dualismen die Erkenntnis fördert.“ (S. 284) Stellt die Geschlechterdifferenz einen

grundlegenden kulturellen Dualismus dar, sieht der Autor in der „Androgynie als ambivalente Figur des Modernismus“ eine Alternative zur „Ideologisierung des Subjekts und zur dekonstruktivistischen Unentscheidbarkeit“ (S. 292). Dabei beruft sich Zima explizit auf das spezifische Androgynitätskonzept von Virginia Woolfs Orlandofigur. Dieses nehme seinen Entwurf „spätmorderner Subjektivität“ modellhaft vorweg, weil Orlando in der Alterität lebe: „Es geht darum, sich dem Anderen zu öffnen, um anders zu werden; nicht darum, das Andere zu werden oder es zu vereinnahmen“, darum dass „sich androgyne Dialogizität in Polyphonie verwandelt“ (S. 290f), denn: „Nur wo die Stimme des anderen noch gehört wird, besteht Hoffnung auf Selbstentfaltung“ (S. 416). Auf die aktuellen Rahmenbedingungen subjektiven (Er-)Lebens und Handelns bezogen bedeutet dies die Maxime der Achtung vor dem Anderen wie der Neugier auf die anderen. Aus Zimas Perspektive erscheint deshalb auch „das europäische Projekt als Ergänzung zu den einzelnen nationalen Vorhaben, nicht als deren Negation“ (S. 428), verbinden viele Völker mit der europäischen Einigung doch die Hoffnung, nach jahrzehntelanger Unterjochung gerade „in der Union ihre kulturelle und politische Identität leben zu können“ (S. 429).

Im Kontext seiner durchaus Mut zur Utopie zeigenden Ausführungen ist weniger plausibel, dass Zima – der ausdrücklich fordert, dass „sich androgyne Dialogizität in Polyphonie verwandelt“ (S. 291) – an der Vorstellung einer biologisch vorgegebenen Geschlechterbinarität festhält (S. 280). Eine Forderung der einschlägigen Forschungen ist ja gerade die nach der Achtung vor den anderen, die sich nicht in diese Matrix fügen. Nichtsdestotrotz gibt der Autor einen hervorragenden Überblick über die abendländische Subjekt- und Identitätsphilosophie seit Descartes, der für *gender*-kritische subjekt- und identitätstheoretische Überlegungen überaus hilfreiche Grundlagen liefert. Lesen sich seine Ausführungen über weite Strecken als eine Geschichte der Xenophobie, weisen sie anhand des umfassenden theoretischen Materials die Richtung, Zimas Subjektkonzept ernst zu nehmen und *gender*-theoretisch und -politisch konsequent weiter zu denken. ‚Polyphone Subjektivität‘ könnte das Ideal – so mein Vorschlag – lauten: Subjektive Identität als eine Art Kristallisationspunkt zwischen zahllosen Alteritäten, wo der Geschlechtlichkeit des Menschen Rechnung getragen wird – jenseits zwangsheterosexueller Vorgaben und somit ohne sich in den Aporien dualistischen Denkens zu verstricken.

Mona Hanafi El Siofi

Alleinlebende Frauen als Avantgarde

Ulrike Schlicht: *Selbsterweiterungsprozesse alleinlebender Frauen*, Münster 2003 (Waxmann, 273 S., 29,90 €).

Alleinlebende Frauen mittleren Alters sind bei weitem kein neues Phänomen. Gegenwärtig werden sie größtenteils mit einer allgemein fortschreitenden Individualisierung und Emanzipation in Verbindung gebracht. Nach milieutheoretischen Ansätzen, die eine Universalität des Individualisierungsprozesses bestreiten, wären alleinlebende Frauen mittleren Alters vor allem in der urban-akademischen Sphäre zu finden. Ob nun so oder so, diese Frauen werden meist als karrierebewusste, bindungsunfähige und somit unter zermürender Einsamkeit leidende Opfer der Individualisierungstendenzen bedauert. Man betrachtet sie, in Worten des Soziologen Jean-Claude Kaufmann¹, als „unfreiwillige Avantgarde“, als unkonventionelle Anomalien in unserer paarorientierten Gesellschaft. Allenfalls gesteht man Frauen in den Dreißigern ein frustriertes Zerrissensein zu: zwischen der nur scheinbar verlockenden emanzipatorisch-beruflichen Autonomie und dem gesellschaftlichen Ideal der heimeligen, heterosexuellen Paarbeziehung mit obligatorischem Kinderwunsch. Diesen Komplex verarbeitete die Journalistin Katja Kullmann in ihrem Verkaufsschlager *Generation Ally*.² Das Glück von Frauen wird also häufig allein am Vorhandensein eines männlichen Gefährten gemessen. In einem selbstbestimmten, wirtschaftlich unabhängigen Leben – einer bislang positiv konnotierten Domäne der Männer – könnten sie als Single unmöglich ausreichende Erfüllung finden, so die Unterstellung.

Ulrike Schlicht, selbst Alleinlebende mittleren Alters, entwickelte das Thema ihrer Dissertation aus dem „Ärger über das alltagsweltliche Bild der alleinlebenden Frau“ (Buchumschlag). Auch sie bewertet in ihrer Publikation alleinlebende Frauen der Gegenwart letztlich als Avantgarde – allerdings unter einem anderen Vorzeichen: Zum einen geht sie davon aus, dass Frauen sich freiwillig und ganz bewusst für ein Alleinleben auf Dauer entscheiden, ohne dass sie dabei als frustrierte Opfer von Karrierebestrebungen zu bemitleiden seien; zum anderen proklamiert sie, dass Frauen nachfolgender Generationen von deren Strategien für ein befriedigendes Alleinleben lernen können, also z.B. eine erfolgreiche Abgrenzung von herkömmlichen Weiblichkeitsidealen zu vollziehen. So sieht sie das Alleinleben von Frauen als *eine* Lebensform neben anderen an und nicht als Defizit oder begrenzte Übergangsphase.

Für ihre qualitative Studie interviewte Ulrike Schlicht Akademikerinnen zwischen 35 und 45 Jahren. Akademikerinnen bevorzugte sie deshalb, weil Karrierechancen die Entscheidung zum Alleinleben begünstigen; vor allem aber, weil sie ihnen, aufgrund ihrer intellektuellen Orientierung, „ein gewisses Reflexionsniveau in Bezug auf die Lebensform unterstellt“ (S. 60) – wobei dieser Zusammenhang